

„Der Missbrauch war ein Verrat an der Reformpädagogik“

Vorfälle an der Odenwaldschule kratzen am Ruf der gesamten Bewegung: ein Gespräch über Distanz und Nähe in der Erziehung – und den idealen Lehrer

Die sexuellen Übergriffe an der Odenwaldschule und an anderen Internaten haben die Reformpädagogik in die Kritik gebracht. Es geht auch um die Frage nach der Lehrer-Schüler-Beziehung: Was müssen, was dürfen Pädagogen leisten? Erika Risse, Chefin des Internatsverbands LEH, und die Erziehungswissenschaftler Peter Fauser und Jürgen Oelkers diskutieren.

SZ: Herr Oelkers, ist die Reformpädagogik gescheitert?

Oelkers: Das kommt darauf an, was man darunter versteht. In Deutschland gibt es eine ungute Tradition der Heroisierung reformpädagogischer Leitfiguren, das muss aufhören. Die Schulreformen müssen sich davon lösen, und wir brauchen einen viel stärker internationalen Blick. Wenn man pädagogische „Denkmäler“ aufbaut, braucht man sich nicht zu wundern, wenn sie eines Tages gestürzt werden.

SZ: Meinen Sie damit Hartmut von Hentig, den viele als Nestor der Reformpädagogik in Deutschland sehen?

Oelkers: Die deutsche Pädagogik hat immer wieder große Namen aufgebaut. Schaut man genauer hin, ist deren Praxis oft gar nicht so toll gewesen. Deswegen: Man sollte lieber auf die vielen gewöhnlichen Schulreformen blicken. Da geht es nicht nur um ein paar Internate und Reformschulen, sondern um normale staatliche Schulen.

SZ: Und was sieht man dort?

Oelkers: Man sieht viele Neuerungen in den vergangenen 100 Jahren: von Sitzkreisen bis zu absenkbaren Wandtafeln. Und nicht zu vergessen: kontinuierlich kleinere Klassen. Im Kaiserreich saßen 90 Schüler in der Klasse, später 50, jetzt 30 oder 25. Und es sollte weiter sinken.

SZ: Frau Risse, fühlen Sie sich angesprochen, wenn Herr Oelkers einen Hang zur Heldenverehrung kritisiert?

Risse: Nein, mir ging es nie um Idole. Ich habe 40 Jahre Schulpraxis hinter mir, und dabei habe ich als Lehrerin und Direktorin reformpädagogische Elemente in meinem Unterricht und im Schulleben genutzt.

SZ: Was meinen Sie damit?

Risse: Es geht darum, vom Kinde her zu denken. Also nicht den Schüler auf eine Institution auszurichten, sondern umgekehrt. Nach den Missbrauchsskandalen heißt es jetzt: Bloß nicht zu viel „Nähe“ in der Schule! Das halte ich aber für absurd. Denn Lernen geht nicht ohne Nähe. Das ist eine Einsicht aus der Reformpädagogik, die nicht falsch ist, auch wenn es diesen schrecklichen Missbrauch gab.

Fauser: Nähe ist nicht gleich Nähe. Das gilt schon unterhalb der Schwelle schwerer Übergriffe. Ich war als Junge in einem katholischen Knabenchor, da hatten wir einen Chorleiter, einen Vikar, der uns in einem dunklen Flur die Beichte abnahm. Ich war etwa zehn oder elf Jahre alt. Der Chorleiter, er war sehr voluminös, drückte mich mit seinem Körper an die Wand. Er hat mich nicht angefasst, aber ich weiß noch, wie der Mann roch, und es war mir alles sehr unangenehm. Anders mein Violinlehrer: Er hat gefragt, ob er mich anfassen darf, bevor er meine Haltung korrigierte. Bis heute kann ich in seinem Respekt meine eigene Würde spüren.

SZ: Was muss von der Reformpädagogik erhalten werden?

Fauser: Darunter wird ja vieles verstanden, ich sehe darin einen wichtigen „Bewegungsbegriff“.

Wie sieht eine gute Schule aus? Das ist die Frage, die uns diese Bewegung stellt. Wichtige Impulse heute sind zum Beispiel: differenzierte Lernberichte statt Zensuren, jahrgangsübergreifende Gruppen und eigenständiges Lernen der Schüler. Bei den historischen Vorläufern ist wichtig, dass man sie sich nicht unkritisch aneignet. Einige Reformpädagogen in der Weimarer Republik haben sich beispielsweise später den Nationalsozialisten angedient.

Oelkers: In der Schweiz gab es nie eine Reformpädagogik, dennoch gibt es eine Tradition von Schulreformen – mit guten Ergebnissen. Man kann eben ohne diese ganzen Ahnen und Leitbilder auskommen. Übrigens haben die Schulen in der Schweiz mehr Freiräume als in Deutschland, sie werden aber auch zugleich durch Schulkommissionen viel intensiver vor Ort kontrolliert.

Risse: Für mich geht es bei Reformpädagogik weniger um die Theorie als um die Praxis. Es gab übrigens auch an der Odenwaldschule, jenseits des Missbrauchs, Elemente einer guten Praxis, etwa die Verbindung von theoretischem und handwerklichem Lernen. Schule sollte nicht verengt werden auf kognitives Lernen. Man kann „die“ Reformpädagogik nicht über Bord werfen, denn dahinter steckt viel Erfolgreiches: Mitbestimmung an der Schule, soziales und fächerübergreifendes Lernen zum Beispiel.

SZ: Es gab aber auch die schlechte Praxis. Wird man in Zukunft noch idealisierend von einem „pädagogischen Eros“ sprechen können?

Fausser: Damit kann man nichts mehr anfangen. Notwendig ist ein professionelles Ethos für den Lehrberuf, kein pädagogischer Eros.

Oelkers: Ich habe nachgelesen, was Georg Picht, der von vielen verehrte Reformpädagoge und frühere Leiter des Internats Birklehof, in den fünfziger Jahren geschrieben hat. Er sprach von pädagogischem Eros, von Zuwendung zur Gemeinschaft, fabulierte von Erziehung als „Schweigen“. Das ist doch alles kein Vorbild mehr! Das ist perdu.

SZ: War der Missbrauch an der Odenwaldschule auch ein Zeitgeist-Phänomen? Sehen Sie einen Zusammenhang zur „sexuellen Revolution“?

Risse: Ich gehöre selbst zur 68er-Generation, aber was im Odenwald passiert ist, hat nun wirklich nichts mit Befreiung zu tun. Es war widerlich. Man wird den 68ern nicht gerecht, wenn man so tut, als sei der Ausbruch aus einer starren Sexualmoral eine Einladung gewesen, sich an Kindern und Jugendlichen zu vergreifen. Der Missbrauch an der Odenwaldschule war ein Verrat an der Reformpädagogik und an den fortschrittlichen Ideen von '68.

Fausser: Jede Zeit hat ihre Deformationsrisiken, aber sexueller Missbrauch ist eine Form der Gewalt, und die lässt sich nicht rechtfertigen. Die historische Reformpädagogik mit ihren charismatischen Leitfiguren muss sicher auch verstanden werden vor dem Hintergrund der Spießbürgerlichkeit zu Kaisers Zeiten. Aber das rechtfertigt keine Grenzüberschreitung.

SZ: Ist die Gegenwart nun sicherer?

Fausser: Leider lernen Lehrer noch immer nicht systematisch, wie sie professionell Nähe gestalten. Das spielt im Studium und in der Fortbildung keine oder fast keine Rolle.

Oelkers: Erziehung ist mehr ein Handwerk als eine Kunst, es geht um professionelles Handeln, das man einüben muss.

Risse: Die „Beziehungskultur“ ist für Lehrer aber womöglich nur bis zu einem gewissen Grad lernbar. In der Praxis stellen sich ja jeden Tag neue Situationen: Da weint ein Schüler, man muss ihn trösten und auch mal in den Arm nehmen. Lehrer brauchen dann ein Gespür dafür, wie viel Distanz sie einhalten müssen.

Fausser: Ich glaube aber, dass man das lernen muss und lernen kann. In der Erziehung hat man es ja immer mit zwei Kindern zu tun: dem Kind, das wir vor uns haben, und dem Kind, das wir selbst geblieben sind. Pädagogen müssen lernen, das zu unterscheiden. Ist es mein Gefühl, ist es meine Perspektive, ist es meine Begeisterung – oder ist es die des Kindes? Es geht nicht nur um Gespür,

sondern um einen berufstypischen Reflexionsprozess. In anderen Berufen, etwa bei Therapeuten, ist das längst selbstverständlich. Bei Lehrern noch nicht.

Risse: Einverstanden. Worauf es mir nur ankommt: Erziehung braucht auch Empathie.

SZ: Fällt diese Gratwanderung zwischen Nähe und Distanz in Internaten besonders schwer?

Risse: Ja, hier gehen die Kinder eben nicht mittags nach Hause. Die Risiken sind größer, deshalb müssen wir in Internaten besonders wachsam sein.

SZ: Ist nicht jedes geschlossene System besonders anfällig für Missbrauch?

Oelkers: Klar, denken Sie an Sportvereine, die Bundeswehr, die Kirche! Die Schulen stehen mit dem Problem nicht alleine. Aber sie haben das Problem zu lange ignoriert: Es gab keine Schiedsstellen, keine Kontrollen, Schüler hatten keine Ansprechpersonen.

Risse: Da hat sich schon was getan. Bereits 2006 hat die LEH-Vereinigung ein Evaluationsinstrument für ihre Internate entwickelt: Wie weit wird die Intimsphäre geschützt? Gibt es unangenehme Situationen, gibt es Druck, gibt es Übergriffe? Mit einem neutralen Erhebungsinstrument werden Kinder, Eltern, Mitarbeiter alle zwei bis drei Jahre befragt. Nötig sind außerdem unabhängige Stellen. In unseren Internaten hängen überall Informationsblätter mit Telefonnummern. Wir haben nicht erst aus den Vorfällen an der Odenwaldschule gelernt.

Fausser: Wie Schulen Kinder vor Missbrauch schützen können, ist keine triviale Frage. Da sind wir Entwicklungsland. Mit Sorgentelefonen oder einer Vertrauensperson ist die Sache nicht erledigt. Denn viele Missbrauchsoffer halten sich selbst für schuldig, sie wollen nicht aus der Gemeinschaft heraustreten. Man muss Formen finden, wie man Opfer ermutigt, ihr Schweigen zu brechen.

SZ: Ist das Misstrauen der Eltern gewachsen? Gehen die Anmeldungen bei Internaten zurück?

Risse: Bisher nicht. Wir sind dankbar, dass viele Eltern und Schüler große Solidarität mit ihren Internaten zeigen. Klar ist: Internate dürfen sich nicht abschotten, und sie müssen offen mit Missständen umgehen, nichts vertuschen.

Oelkers: Die Idee, draußen auf dem Lande eine eigene kleine Erziehungsidylle zu schaffen, war für mich schon immer eine Schnapsidee!

SZ: Auch Ganztagschulen wollen mehr bieten als Unterricht. Wenn sie zu umfassenden Lebens- und Lernräumen werden, könnte das gerade den Schülern helfen, die in ihren Familien zu wenig gefördert werden. Ist der Missbrauchsskandal ein Rückschlag für diese Idee?

Fausser: Wir dürfen jedenfalls nicht einem Ganzheitsmythos aufsitzen. In Ganztagschulen geht es um maßgeschneiderte Angebote, nicht um diffuse Nähe und Wärme, nicht um Familienersatz. Viele Kinder und Jugendliche wachsen in Lebensverhältnissen auf, die für sie nicht förderlich sind. Natürlich müssen Kindergärten und Schulen versuchen, das auszugleichen. Das ist eine fachliche Aufgabe. Die Lehrer können ihre Schüler nicht adoptieren.

Oelkers: Schulen sollten eng zusammenarbeiten mit anderen Professionen, mit Psychologen und Jugendämtern. Ich finde aber, Lehrer sollten sich auf ihren Unterricht konzentrieren und den gut machen. Wenn sie auch noch für Nähe sorgen sollen, wird sie das überfordern.

Risse: Da möchte ich Ihnen widersprechen. Ich finde es falsch, wenn es nur eine reine Unterrichtsschule gibt und andere sich dann, abgekoppelt vom Unterricht, um das Seelenleben der Kinder kümmern sollen. Beides gehört zusammen. Von Lehrern ist oft die Klage zu hören, sie seien immer mehr als Sozialarbeiter gefragt. Die Klage bedeutet nicht, dass sie diese Aufgabe nicht übernehmen wollen, aber derzeit haben sie dafür zu wenig Zeit. Sie sollten mehr Zeit bekommen. Man muss die Aufgaben verbinden.

Oelkers: Nein, man muss sie trennen, sonst kommt es auf allen Seiten zu einer Überforderung.

Risse: Zum Lernen gehört doch aber auch das Emotionale und das Soziale.

Oelkers: Wir sprechen in Deutschland von mehr als 700 000 Lehrern. Alle Studien, die ich kenne, zeigen, dass die meisten schon jetzt am Anschlag arbeiten und nicht noch mehr Aufgaben übernehmen können. Andere Instanzen müssen zum Einsatz kommen. Sonst geht das nicht.

SZ: Das ist ja eine Kernfrage: In welchem Ausmaß sind Schulen die Reparaturbetriebe für gesellschaftliche Defizite. Was soll, was kann die Schule leisten?

Risse: Sie können nicht erst reparieren und dann wird gelernt. Das ist immer ein paralleles Programm. Je früher man beginnen würde, etwa im Kindergarten, desto weniger müsste man natürlich in der Schule nachholen.

Oelkers: Richtig. Das ist der große Schwachpunkt des Systems.

Fausser: Familien, Schulen und Jugendhilfe müssen besser zusammenarbeiten. Sonst wird die Schule eine Reparaturanstalt für das, was in der Familie nicht gemacht wird, und die Jugendhilfe für das, was die Schule nicht leistet. So kommen wir nicht weiter. Es muss mehr Lehrer geben mit sozialpädagogischen Zusatzqualifikationen, und mehr Sozialpädagogen, die zum Beispiel ein Schulfach studiert haben.

Oelkers: Ich rufe aber in Erinnerung, worum es bei Schule geht: in erster Linie darum, Abschlüsse zu erwerben und Absolventen für den Arbeitsmarkt zu produzieren. Wir brauchen ein System, das elastisch genug ist, einerseits zum Abitur zu führen, andererseits den Lehrstellenmarkt zu bedienen.

Risse: Ihre Terminologie gefällt mir nicht. Wir produzieren die Schüler nicht für den Arbeitsmarkt! Natürlich geht es auch um Abschlüsse und um Fähigkeiten für Berufe, aber wir Lehrer sind Pädagogen. Wir bilden und erziehen.

SZ: Wie müsste der ideale Lehrer der Zukunft aussehen, was muss er können?

Fausser: Es geht nicht um ein Idealbild, sondern um solide Berufskompetenz. Ein Lehrer muss sich seiner eigenen Lerngeschichte – was sonst im toten Winkel liegt – bewusst werden. Zweitens sollte er eine Sache gut können, mindestens ein Fach, und es muss ihn wirklich interessieren. Und er sollte die handwerkliche Basis des Berufs beherrschen, also wissen, wie er das Lernen fördert, wie er das Verstehen von Kindern versteht. Und er müsste mit Kollegen professionell zusammenarbeiten und lernen. Das ist nach wie vor etwas Seltenes in der heutigen Schule. Schließlich sollten Lehrer Demokratie und Transparenz fördern und Instrumente der Evaluation einsetzen.

Risse: Lehrer müssen Fachleute für das Lernen sein, sich fachlich gut auskennen und in der Lage sein, eine gute Beziehungskultur herzustellen.

Oelkers: Auf Dauer werden wir wegen des Lehrermangels in einigen Fächern immer mehr Quereinsteiger haben. Diese werden lernen müssen, wie das Handwerk funktioniert. Wichtig für alle ist außerdem, so banal es klingt: Sie müssen den Job durchhalten. Das ist bekanntlich ein großes Problem. Bei uns in Zürich gibt es im zweiten Semester für Lehramtsstudenten eine Rückmeldung, ob die Lehramtsstudenten tatsächlich geeignet sind oder eben nicht. Die gehen ins Praktikum und man sieht das schnell. Und was Lehrer noch brauchen: Respekt. Respekt vor ihren Schülern. Die ganze Nähe-Debatte habe ich nie verstanden. Lehrer sollen Kindern Achtung entgegenbringen, das reicht doch schon. Und Lehrer müssen auch lernen, die Schüler mal in Ruhe zu lassen. In Zürich arbeiten wir am Thema selbstorganisiertes Lernen von Schülern. Kann man sie nicht auch eine Weile ohne Lehrer arbeiten lassen? Wir nennen das Selbstlernsemester...

SZ: ... klingt nach einer reformpädagogischen Idee...

Oelkers: Ist doch egal, wo das herkommt und wie man es nennt. An einem Gymnasium ließ es sich gut machen. Ein Semester lang eigenständig lernen mit vorgegebenen Lernzielen und ausreichender Beratung: Das war ein kontrollierter Versuch und keine platonische Idee.

Moderation: Peter Fahrenholz,

Johann Osel und Tanjev Schultz

„So banal es klingt: Wichtig für alle Lehrer ist, sie müssen den Job durchhalten.“

Jürgen Oelkers

Jürgen Oelkers

Der Erziehungswissenschaftler Jürgen Oelkers zählt zu den besten Kennern, aber auch zu den schärfsten Kritikern der Reformpädagogik. Oelkers ist Autor zahlreicher Aufsätze und Bücher, unter anderem einer „kritischen Dogmengeschichte“ der Reformpädagogik (Juventa Verlag 2005). Seit 1999 ist Oelkers Professor an der Universität Zürich, zuvor lehrte er in Lüneburg und Bern. In der Schweiz begleitet er als Experte die Schulreformen. Außerdem ist die historische Bildungsforschung zum

18. und 19. Jahrhundert einer seiner Arbeitsschwerpunkte. Nach dem Missbrauchsskandal an der Odenwaldschule plädiert Oelkers dafür, die Internate pädagogisch zu „entthronen“ und die oft unrühmlichen ideologischen Verstrickungen ihrer Gründer aufzuarbeiten.

Erika Risse

Als Vorsitzende der Vereinigung deutscher Landerziehungsheime (LEH) repräsentiert Erika Risse 21 private Internate, zu denen außer der Odenwaldschule beispielsweise Salem und Schondorf gehören. Risse ist LEH-Chefin seit 2005, hat sich aber einen Blick von außen bewahren können. Bis vor kurzem leitete sie das staatliche Elsa-Brändström-Gymnasium in Oberhausen.

Reformpädagogisch inspiriert, ermöglichte Risse dort offene Unterrichtsformen und Ganztagsangebote. Risse studierte Germanistik, Anglistik und Erziehungswissenschaft und promovierte mit einer Arbeit über Lernkultur als Ziel der Schulentwicklung. Sie ist auch außerhalb der Internatsszene eine gefragte Expertin und Herausgeberin etlicher Publikationen zur Schulreform.

„Man kann die Reformpädagogik nicht über Bord werfen, denn dahinter steckt viel Erfolgreiches.“

Erika Risse

Peter Fauser

An der Universität Jena ist Peter Fauser Professor für Schulpädagogik und Schulentwicklung. Ausgebildet als Musik- und Mathematiklehrer, hatte Fauser in Tübingen seine Hochschulkarriere begonnen. Als Leiter des Schulwettbewerbs „Demokratisch Handeln“ hat er sich in den vergangenen Jahren um die Demokratieerziehung in Deutschland verdient gemacht. Fauser beruft sich bei seiner Arbeit auch auf den reformpädagogischen „Jenaplan“. In Jena hat Fauser mit der „Imaginata“ ein „Experimentarium für die Sinne“ geschaffen: eine Mischung aus Wissenschaftsmuseum, Lernort, Fortbildungslabor, Konzertsaal und Galerie. Die Besucher können dort experimentieren, spielerisch sollen sie ihr Wissen und ihre

Vorstellungen erweitern.

„Notwendig ist ein professionelles Ethos für den Lehrberuf, kein pädagogischer Eros.“

Peter Fauser